

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 24

Artikel: Der Franzosenschuh
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glück, dass sie hier hinein müssen. Wissen Sie zufällig, wo eine kranke Frau hier wohnt? Man hat in meiner Abwesenheit gemeldet, ich möchte doch sofort zu ihr kommen; ich kenne sie nicht; sie gehört nicht zu meiner Gemeinde. Aber mein Amtsbruder war unerreichbar, so wandte sich die Familie an mich. Es ist nicht gerade angenehm, in ein fremdes, so finsternes Quartier gerufen zu werden. Aber ich habe meine Pflicht zu erfüllen, ob es nun gefährlich ist oder nicht.» — «Ich kann Sie beruhigen», erwiederte die Aerztin ihrerseits erleichtert. «Ich muss zu der gleichen Frau. Doch bitte ich Sie, mir den Vortritt zu lassen, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Möglicherweise sind Sie nicht nötig, wir wollen es jedenfalls hoffen. Frau Spiegel ist ein sonst sehr ruhiger Mensch, aber die Schwiegertochter scheint mir überaus ängstlich und besorgt. Es ist ein bisschen komisch, doch bitte ich Sie, sich nicht zu zeigen und hier auf der Treppe zu warten. Das erspart Frau Spiegel vielleicht einen grossen Schreck, dass es so schlimm mit ihr steht.» — Der Priester zögerte einen Moment, begriff aber wohl die Überlegung der Aerztin und ging ein paar Stufen hinunter. Frau Doktor Weseli klingelte, wurde eingelassen und überzeugte sich von dem inzwischen schon gebesserten Zustand der Alten. Sie sagte der Schwiegertochter nichts von dem Geistlichen auf dem Absatz, gab der Spiegel ein stärkendes Mittel und verliess die Wohnung mit der Angabe, man solle ihr gleich morgen früh Bescheid geben, wie die Kranke sich dann befindet.

«Wollen Sie sich nun noch melden?» fragte sie unten den Priester. «Nach menschlichem Ermessen ist keinerlei Gefahr vorhanden. Aber natürlich kann ich die Verantwortung nicht übernehmen. Nur so viel darf ich sagen, dass es besser wäre, Frau Spiegel nicht zu beunruhigen.» — Sie gingen beide herunter, die Haustür fiel hinter ihnen zu — und während sich die Aerztin ihrem Wagen näherte, sah sie zufällig, dass das Nummernschild auf dem Motorrad ein ausländisches war. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, stieg sie in ihr Auto, nickte dem Schwarzen zu — und gab Vollgas. Diesmal fuhr sie wesentlich schneller, war bald im Zentrum der Stadt und telephonierte von einer Kabine in die Wohnung der Spiegel, wo ja die Schwiegertochter noch wach sein musste: um von dieser zu erfahren, dass sie niemals daran gedacht hatte, einen Priester für die Leidende kommen zu lassen!

DER FRANZÖSEN SCHUH

In der Nähe unseres Hauses dicht am Rande der Stadt und der Zivilisation zieht sich ein Streifchen Urwald über einen von Felsen durchsetzten Steilhang dahin. Das von Akazien und Ziergeichen überhöhte Buschwerk bildet ein Paradies für die Tierwelt, für Vögel aller Art, für Marder, Iltisse, Wiesel und Eichhörnchen, die von sicherem Versteck aus ihre Beutezüge unternehmen. Seit Menschengedenken hat sich keine Axt in das Stück Niemandsland verirrt, und darum schießt das Schling- und Klettergewächs immer dichter zusammen. Dann und wann erheben sich zwar die nächsten Anwohner zum Kampf gegen das umsichgreifende Gestrüpp und legen mit Hagschere, Gertel, Fuchsschwanz und Bogensäge eine Schneise der Gemarkung entlang; die Lichtung wird im Umsehn wieder überwuchert. Denn Urwald bleibt Urwald, hier wie überall.

Am oberen und unteren Ende wird der Hang von einer Strasse gesäumt. Der Wagenverkehr stört die Tierwelt nicht im geringsten. Hin und wieder wird zwar wohl eine Blindschleiche, eine Viper oder ein Igel als Leiche auf der Fahrbahn aufgefunden; aber der Nachwuchs sorgt reichlich für Ersatz, so dass das geheimnisvolle Leben und Weben, Rascheln und Raspeln, Flispern und Wispern kein Ende nimmt.

Dieser Tage nun geschah etwas Unerwartetes. Als ich mich in der Morgenfrühe nach der Stadt begab, sah ich etwas Gestaltloses, Ungefährtes im Ablaufgraben der unteren Strasse liegen. Ich hielt es von weitem für eine Katze, die sich mit einer Beute aus dem Wäldchen herumbalgte und bei meinem Näherkommen Reissaus nehmen würde. Da sich aber nichts bewegte, trat ich, von Neugier ergriffen, auf die Erscheinung zu und erkannte in ihr einen alten, zerfetzten, grobschlächtigen Männerschuh. Ich ging des Weges weiter, ohne mir über den Fund Gedanken zu machen, Gedan-

ken über diesen durch Steinschlag oder durch das Scharren eines Tieres auf die Strasse hinuntergekollerten Schuh.

Bei meiner Rückkehr lag das ausgelatschte Gehwerkzeug immer noch an der gleichen Stelle. Die Septembersonne fingerte jetzt über das abgewetzte Leder und zauberte trotz seines kläglichen Zustandes ein Farbenspiel hervor, das es mit der Pracht eines Regenbogens hätte aufnehmen können. Das Grün der anhaftenden Moose, das wie eine Gloriole um die Schuhwölbung wob, war von einer Reinheit und Leuchtkraft, die das Auge entzückte und erwärmt. Es stieg etwas so Schönes und Duftiges aus dem Strassengraben auf, dass mir das zerschlissene Klümpchen Leder fast wie ein Kleinod erscheinen wollte. Meine erste Regung war, es aufzuheben und in Sicherheit zu bringen; doch wurde mir rechtzeitig bewusst, dass nur die schräg einfallende Herbstsonne und die milde Atmosphäre der Mittagsstunde dieses Wunder zu bewirken vermochte.

Und wie ich mich über das Farbenspiel beugte und wünschte, dass es recht lange dauern möge, schaute ich im Geist auf ein beinahe vergessenes Ereignis zurück. Ich sah die Franzosen, Polen und Spahis, die nach der alliierten Niederlage an der Westfront in unserem Lande Zuflucht fanden und vom Jura her durch die obere Strasse herabzogen. Jener Samstag im Mai 1940 widerhallte vom Morgen bis zum Abend von marschierenden Truppen, Räderrollen und Pferdegetrappel. Wir wohnten einem Schauspiel bei, tragisch und jämmerlich zugleich, das uns den Unsinn des zweiten Weltkrieges, jedes Krieges, eindrücklich vor Augen führte. Damals mag ein Soldat aus der aufgelockerten Marschkolonne getreten sein, sich ans Strassenhord gesetzt und seine abgenutzte Fussbekleidung gegen eine neue vertauscht haben. Die aus dem verlorenen Kampfe geretteten Vorräte an Esswaren und Ersatzgegenständen waren ja so gross, dass es auf ein Paar Stiefel mehr oder weniger nicht ankam. Der fremde Soldat warf die ausgedienten Schuhe, in denen er im Regimentsverband vor dem Feind geflüchtet war, in den Urwald hinunter, erhob sich und holte strassab seine Kameraden wieder ein.

Zwölf Jahre waren seither vergangen. Ich betrachtete den Wisch Leder im Graben genauer und erkannte, dass es sich tatsächlich um das Wrack eines einstigen Marschschuhes handelte, um ein Wrack, das so verkrümmt und verbogen, so zerschabt und zerrissen war, dass nicht mehr festge-

stellt werden konnte, ob es das rechte oder linke Stück des zurückgelassenen Paares darstellte. Zwölf Jahre zählen viel für den zähdesten Soldatenschuh. Regen rann durch seine Löcher, Gewürm kroch um seine Sohle, Efeu rankte sich um seinen Schaft, und immer wieder rieselte Sand auf ihn herab. Und dennoch hörte ich aus dem modrigen Inneren des Schuhes plötzlich Marschmusik erklingen. Es waren nicht nur Militärmärsche mit Trommeln und Klarinetten, Pauken und Tschinellen, sondern die Wälder und Ebenen, über die der Schuh an der Seite seines verschollenen Bruders geschritten war, sangen darin mit. Und in die Klänge mischten sich Kommandorufe und Pferde-

Aus der Anekdoten-Welt

Warteliste

Der französische Staatsmann Mirabeau machte sich viel Feinde und erhielt Duellforderungen in grosser Zahl. Ebenso prompt erwidert er auf diese Forderungen brieflich: «Mein Herr, Ihr wertes Schreiben habe ich erhalten, und Ihr Name ist in meine Liste eingetragen worden. Ich muss Sie aber darauf aufmerksam machen, dass die Wartezeit lang ist und ich keinerlei Bevorzugungen gewähren kann.»

-nn (ITG)

Sein Pudel war krank

Der berühmte Maler Lenbach hatte einen Pudel, auf den er ausserordentlich stolz war. Eines Tages brach sich der Pudel ein Bein, und Lenbach hatte die Kühnheit, nach Virchow zu schicken. Als der berühmte Chirurg sah, dass man ihn zur Behandlung eines Hundes gerufen hatte, stieg natürlich der Zorn in ihm hoch; doch er sagte nichts und liess sich auch sonst nichts merken. Er verordnete dem Pudel einen Gipsverband, schrieb eine hohe Rechnung aus und ging wieder fort.

Am nächsten Tag liess er Lenbach durch einen Eilboten holen, und Lenbach, der glaubte, dass es sich um etwas Wichtiges wegen seines geliebten Pudels handelte, warf sofort die Arbeit hin und hastete zu Virchow.

Als er bei dem Chirurgen eintrat, sagte dieser trocken: «Ah, Herr Lenbach, gut dass Sie da sind! Ich brauche Sie unbedingt: meine Haustür muss gestrichen werden!»

gewieher, das ferne Wummern der Kanonen, das dumpfe Dröhnen der Erde, das Weinen von Frauen und Kindern. Fremde Länder grüssten mich und die Freiheit nach Niederlage und Ver-sklavung. Wahrhaftig, der Schuh war Musik geworden.

Als ich nach der Mittagspause die Strasse wieder hinunterging, lag der Schuh noch immer dort. Doch welch trauriges Bild bot sich jetzt dar! Zwei Schulbuben, die sich im Wäldchen mit Knütteln versehen hatten, schlügen aus Leibeskräften, durch wilde Zurufe sich gegenseitig anfeuernd, auf das Häufchen Elend ein. Tollwut brach aus ihnen heraus. Und noch bevor ich hinzueilen und sie am Kragen packen konnte, hatten sie den moosigen Anhauch vom Leder gestäupt und die Lasche aus der Naht gehämmert. Der Geprügelte sah erbarmungswürdig aus.

«Was treibt ihr da für eine Lumperei, ihr Rangen! Schämt ihr euch nicht, einen ausgedienten, ehrwürdigen Schuh, der euch kein Leid zugefügt hat, zu traktieren? Schert euch ins Pfefferland!»

Die Wichte schauten überrascht, erschrocken auf, liessen die Knüttel zu Boden gleiten und stoben wie ein Windspiel davon. Während der Kleine unaufhaltsam rannte, was seine Beine her gab, unterbrach der Grössere in einiger Entfernung den Lauf, wandte sich zur Jammerstätte um und grinste über das schmierige Gesicht:

«Hä, das ist doch gar kein richtiger Schuh. Ein Mistvieh ist es, ein dreckiges.»

Ich bückte mich nach einem der Prügel, aber da war der Lümmel schon verschwunden, mitten ins Dickicht hinein, das ihm Sicherheit verbürgte.

Der Soldatenschuh lag zersaust und verbeult im Strassengraben. Die Musik war verstummt, und eine grosse Stille ging von ihm aus, eine Stille wie von einem zutode gequälten Wesen. Und wie ich ihn so liegen sah, uralt, zerschlissen und zur Unkenntlichkeit entstellt, entsann ich mich eines Gemäldes, das ein Paar ausgetragene Schuhe zum Gegenstand hatte und dem ich vor langer Zeit irgendwo begegnet war. Aber die Erinnerung war so schwach, so unwirklich und nebelhaft, dass ich nicht zu sagen vermochte, wo ich das Werk gesehen, noch von welchem Künstler es stammte. Ich suchte und suchte, aber das Gedächtnis liess mich im Stich. Und doch war mir das Bild in die Seele geschrieben, wie kaum ein anderes. Ich grub in der Schatzkammer dessen, was mir an Schönem und Köstlichem im Leben schon zugefallen war. Welcher Maler hat denn wohl den Mut aufge-

bracht, sich an einem so lächerlichen, abseitigen Motiv zu messen? Gewiss muss es ein Niederländer gewesen sein. So viel war klar. Doch wie hiess der Mann? Rembrandt? Nein. Frans Hals? Nein. Rubens? Nochmals nein. Aber wer denn? Vincent van Gogh?

Meiner Sache keineswegs sicher, blätterte ich abends in einer Van-Gogh-Mappe. Und da fand sich, was ich suchte: Eine Wiedergabe des Gemäldes «Ein Paar Schuhe» aus dem Jahre 1888. Ja, das war es. Das waren diese ausgeschlarpften, an den Spitzen zu wehen Mündern aufgesperrten Stall- oder Landsknechtschuhe, die zu nichts mehr taugten, als verachtet zu werden, die nur noch dastanden, so gut sie es in ihrer Ausgetragenheit vermochten, und über ihr Schicksal und vielleicht auch über dasjenige des armen Teufels nachgrübelten, dessen Füsse sie einst vor Frost und vor den scharfen Steinen auf der Strasse geschützt hatten. Ein Paar weggeworfene Schuhe, nichts weiter. Und darum herum ein Raum von Leere, von Schweigen und Einsamkeit. Zwei einander zugeordnete Schuhe, Bruder und Bruder, die immer noch Würde ausstrahlten in ihrer Art und in die Kunst erhoben wurden durch einen Meister, der sich von der Liebe zu den unscheinbarsten Dingen und von der Sonne verbrennen liess.

Im Februar 1888 war Vincent van Gogh nach Arles gekommen und hatte sich in einem kleinen Hotel, in dessen Parterre sich ein Café befand, eingemietet. In den flimmernd-heissen Monaten dieses Jahres malte er mit schöpferischer Besessenheit alles, was ihm vor die Palette geriet: Die Strassen und Plätze des Städtchens, Brücken und Kähne, Felder und Aecker; er malte weisse Rosen und gelbe Sonnenblumen in Vasen, die Berceuse, die Arlésienne, den Zuaven, die Bauern der Camargue und den Postboten Rollin. Hier in Arles, wo er sich Unsterblichkeit schuf, malte er auch das Paar Schuhe, diese alten verbrauchten, verbeulten Schuhe, die in ihrem blossen Dastehen ebenso naturhaft vollendet sind wie ein Schneckenhaus, ein Spinngewebe, eine Blume, ein Baum.

Und solch ein Schuh war es auch, den die zwei Flegel im Strassengraben geschlagen hatten, ein Schuh voller Schicksal und Geschichte, ein Schuh, der noch in seiner Verspieltheit Achtung forderte.

Als ich am Nachmittag noch dastand und sann, was mit dem einsamen, auf die Strasse verirrten Schuh zu geschehen habe, kam eben der Kehrichtwagen gefahren, erbarmte sich seiner, lud ihn auf und nahm ihn mit auf den Weg alles Irdischen.



Pariser Impressionen 3 Foto Georg Scheuer